

Eine germanische Siedlung auf dem Galgenberg bei Anklam (500 v. Chr.)

Von Otto Bollnow.

Im Jahre 1933 wurde durch den Freiwilligen Arbeitsdienst die Horst Wessel-Allee angelegt, die von der Neuen Siedlung an der Stettiner Landstraße über den Galgenberg nach der Friedländer Straße führt. Sie liegt im Zuge der alten Landstraße, die von Osten her am Hohen Stein vorbei in die Stadt führte und in früheren Zeiten von besonderer Bedeutung war. Hier stand der Galgen. Seine Lage wird gekennzeichnet durch das Buschwerk in der Nordostecke des zur Katholischen Gärtnerei gehörigen Gartens. An der Landstraße lag auf der Höhe des Galgenbergs, früher Calvarienberg, d. i. Schädelstätte, genannt, die Kapelle des Heiligen Kreuzes. Bei den Wegearbeiten wurde die Höhe des Galgenberges angeschnitten. Der Anschnitt gab Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen, die Aufschluß gaben über den Aufbau des heimatischen Bodens, vor allem aber für die Vorgeschichte unserer Heimat von größter Bedeutung waren.

Am östlichen Abhange des Galgenberges ist unter der Muttererde reiner Sand vorherrschend. Auf der Höhe selbst aber und am westlichen Abhange finden wir, vielfach verbogen und durcheinander geschoben, alle möglichen Erdschichten: Sand, Ton, Lehm, Mergel, Kies. An manchen Stellen hat herabsickernde Humus-säure den Sand zu Ortstein verkittet. Roter, eisenschüssiger Sand bildet mit rein weißen Sandstreifen schöne Muster. Auch ein seltenes Gestein wurde gefunden, ein geröllführender Diabas, der in Smaland (Südschweden) in Gängen vorkommt.

Der Vorgeschichtler wendet aber bei einem solchen Anschnitt seine besondere Aufmerksamkeit der Linie zu, die die Muttererde abgrenzt von dem gewachsenen Boden, das ist der Boden, der bei der Bestellung des Ackers unberührt bleibt. Hier zeigten sich zunächst einige dunkle Streifen, die auf Branderde hinviesen. Nun wäre es ja an und für sich nicht sehr merkwürdig, wenn auf dieser Anhöhe gelegentlich Feuer angezündet wurden, etwa Johannisfeuer, oder wenn dort Kartoffelkraut verbrannt wurde.

Eines Tages wurde aber der Fund von vorgeschichtlichen Scherben gemeldet. Damit erhielt jede auffällige Erscheinung im Boden

erhöhte Bedeutung und forderte genaueste Beachtung.

Die gefundenen vorgeschichtlichen Scherben konnten zunächst nicht näher bestimmt werden. Dann fand man aber am östlichen Abhange der Anhöhe zwischen großen Steinen, wie sie ein Mann gerade noch bewegen kann, Tongefäßscherben, Randstücke und Bodenstücke aus grobem Material, wie es bei Tongefäßen zu täglichem Gebrauch üblich war; sie stammten aus der Eisenzeit. Diese können wir für unsere Gegend ungefähr auf die Zeit von 600 v. Chr. bis 600 n. Chr. ansetzen. Sie umfaßt also rund 1200 Jahre, das Doppelfe der Wendenzeit, die ungefähr von 600 bis 1200 n. Chr. reicht. Genauer konnten die Scherben zunächst nicht bestimmt werden, und 1200 Jahre ist ein großer Zeitraum, der für die Datierung viel Spielraum läßt. Die vorgeschriebene Meldung an den amtlichen Pfleger für Bodenaltertümer wurde leider, wie es so häufig der Fall ist, zu spät erstattet, als die Fundstätte schon umgearbeitet war. Waren ganze Gefäße dabei? Nur wer mit der Methode des Ausgrabens genau vertraut ist, vermag solche Gefäße unverfehrt zu bergen. Sie sind ungemein brüchlig, solange sie noch Erdsfeuchtigkeit haben. Ich nehme aber an, daß von vornherein nur Scherben vorhanden waren, da es sich um Gebrauchsgefäße, nicht um Urnen handelte. Urnen — das sind Tongefäße, in denen die Asche der verbrannten Toten beigelegt wurden — pflegte man auch in dieser Zeit mit etwas mehr Sorgfalt anzufertigen, als die Gefäßscherben erkennen ließen.

Einige Schritte von dieser Fundstelle entfernt waren große Platten aus rötlichem Gneis zu einer Art Steinboxe zusammengesetzt, wie sie die Germanen in Hinterpommern noch zu Beginn der Eisenzeit benutzten, um darin die Urne mit dem Zeichenbrand beizusetzen. Gefäßscherben und Brandasche wurden aber nicht bemerkt, so daß über den Zweck der Anlage nichts gesagt werden kann. Leider war auch diese Anlage bereits zerstört, als ich dazukam.

An einer andern Stelle wurde nach dem Begräumen der Muttererde eine Brandschicht bemerkt. Als ich darauf aufmerksam gemacht wurde, waren bereits faustgroße Steine, die

angeblich in Form eines Quadrats von etwa 1 m Seitenlänge die Stelle eingefast hatten, fortgeräumt. Bei vorsichtiger Entfernung der oberen Brandschicht wurde eine Packung von faustgroßen Steinen sichtbar, so daß ich ein westgermanisches Grab vermutete und die Einstellung der Erdarbeiten veranlaßte, um dem staatlichen Vertrauensmann für Bodenkulturer, Herrn Museumsdirektor Dr. Kunkel, Meldung zu erstatten. Die Stelle wurde leicht bedeckt, um sie unauffällig zu machen. Doch mußte ich am übernächsten Tage — es lag ein Sonntag dazwischen — leider feststellen, daß die Stelle inzwischen ausgegraben war. Ich weiß nicht, wer der Uebelthäter war; er hätte wegen seines fürwipes empfindliche Strafe verdient. Doch er hat dies Mal kaum nennenswerthes Unheil angerichtet und sicherlich nichts gefunden. Ich sah mich aber veranlaßt, nunmehr die Stelle genau zu untersuchen. Im Boden war eine flache kesselförmige Vertiefung, mit Branderde ausgefüllt und mit faustgroßen Steinen gewölbeartig überdeckt. In der Branderde wurden Scherben nicht gefunden. Wenn eine Urne darin gewesen wäre, so wären sicherlich Spuren übrig geblieben. Auch Knochenreste wurden nicht gefunden. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Herdstelle.

Eine ähnliche Brandstelle mit Steinen ist zerstört worden, ohne daß ich sie gesehen habe.

Nun erhebt sich die Frage: Wie funktionierte eine solche Herdanlage? Herdstellen zu ebener Erde trifft man auch heute noch an. Ich sah eine solche in einer Sennhütte des Berchtesgadener Landes. Doch wie wurde bei einer Herdstelle in einer kesselförmigen Vertiefung die erforderliche Zugluft zur Entzündung und Unterhaltung des Feuers erzeugt? Im Deutschen Museum zu München ist zwar eine vorgeschichtliche Herdstelle, bei der eine kesselförmige Vertiefung rings herum mit Steinen ausgelegt ist, nachgebildet; aber die Frage, wie darin das Feuer brennen konnte, bleibt unentschieden

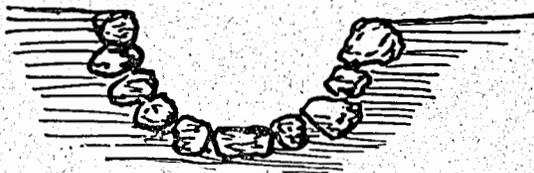


Abb. 1.

Senkrechter Querschnitt durch eine vorgeschichtliche Herdstelle, im Deutschen Museum zu München nachgebildet. (Schematisch)

(Abb. 1). Daß die Steine die Erdsfeuchtigkeit abhalten und die Wärme längere Zeit bewahren, ist einleuchtend. Der Kessel der Herdstelle auf dem Galgenberge war mit Steinen ausgefüllt, ja in der Mitte etwas erhöht und dann noch mit einem quadratischen Rahmen aus Steinen eingefast. Zwischen den Steinen in der Grube waren Hohlräume, mit Asche ausgefüllt (Abb. 2). Eine solche Anlage erscheint schon zweckmäßiger, da hier die Zugluft wirksam werden kann. Ähnliche kesselförmige, mit Steinen und Asche ausgefüllte Gruben konnte ich bei den Schrebergärten am Gneveziner Damm und am Talrande des Mühlbaches zwischen Kalkstein und Heidemühl feststellen. Denkbar ist auch, daß solche Gruben gewissermaßen als Ofen gedient haben, indem die erhitzten Steine und die Feuerüberreste eines Herdfeuers in diese Gruben hineingetan wurden, so daß die Feuergefahr vermindert und die Wärme längere Zeit erhalten blieb.

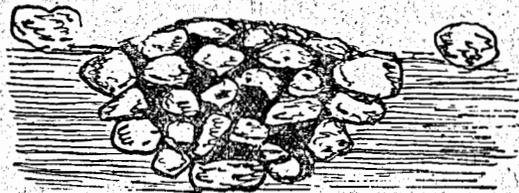


Abb. 2.

Senkrechter Querschnitt durch eine vorgeschichtliche Herdstelle auf dem Galgenberge. (Schematisch).

Aufschlussreicher und für die Datierung dieser vorgeschichtlichen Siedlung wichtiger war eine andere Brandstelle, die etwa 6 m westlich der ersten Fundstelle angeschnitten wurde. Die Brandschicht lag unmittelbar unter der Muttererde und hatte einen Durchmesser von ungefähr 1,5 m und eine Stärke von durchschnittlich 20 cm. Ich konnte in der angeschnittenen Wand seitlich vorgehen und dabei genau feststellen, daß sich in der Branderde wohl einzelne Scherben, aber keine ganzen Gefäße befanden. Die Scherben konnten genauer bestimmt werden, sie stammten von verschiedenen Gefäßen aus der ältesten Eisenzeit, also aus der Zeit um etwa 500 v. Chr.

Ebenfalls auf dem östlichen Abhange des Galgenberges wurde unter der Humusschicht eine Anhäufung von Steinen festgestellt. Diese wurden teilweise entfernt. Als Scherben gefunden wurden, wurde ich gerufen. Eine



Abb. 3.
Urne vom Galgenberg.

Brandschicht war nicht vorhanden. Vershoben unter den Steinen, die etwa Kopfgröße hatten, lagen die Scherben von 2 Gefäßen. Das eine davon war dünnwandig und von zierlicher Gestalt. Die Form ließ sich aus den vorhandenen Scherben rekonstruieren. (Siehe Abb. 3.) Das andere war dickwandig und von ansehnlicher Größe. Nach dem vorhandenen Randstück konnte der innere Durchmesser am Rande berechnet werden. Er betrug 32 cm. Ich ließ nun den ganzen Steinhaufen freilegen, der einen Durchmesser von ungefähr 2 m hatte. Die Steine waren kopfgroß und größer. Eine bestimmte Anordnung war nicht erkennbar. In der Mitte war ein Raum nur mit losem Sande angefüllt. Darunter lagen wieder kopfgroße Steine. In diesem Raume wurde aber nichts besonderes bemerkt. Das zierliche, sauber gearbeitete Gefäß kann als Urne gedient haben, das andere zur Aufnahme von Speise und Trank, wie man sie als Beigabe in vorgeschichtlichen Grabanlagen häufig findet. Auffällig war nur, daß die Scherben der beiden Gefäße am Rande des Steinhaufens lagen.

Auf der Höhe des Galgenberges selbst wurden noch unmittelbar unter der Humusschicht zwischen faustgroßen Steinen Scherben gefunden. Doch kam ich zu spät, um die Fundlage genauer zu untersuchen. Wenn es sich um eine Grabanlage gehandelt hat, so war diese wohl schon durch den Pflug zerstört worden. Die

Scherben waren aus feinem Material schwarz gebrannt. Auf einigen Stücken war ein Rastmuster in Doppellinien.

Alte Siedlungsspuren nachzuweisen, ist eine sehr mühselige und peinlichste Aufmerksamkeit erfordernde Arbeit. Jede Spur dunkler Erde im gewachsenen Boden kann von Bedeutung sein. Aus alten Pfostenlöchern kann man auf Gestalt und Aufbau des Hauses schließen. Wer aber der Phantasie zu leichtsinnig die Zügel schießen läßt, kann allzu leicht den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden, und doch muß wiederum die Phantasie sehr oft die Richtung der Untersuchung leiten.

Am westlichen Abhang der Anhöhe fiel eine kesselförmige Vertiefung im gewachsenen Boden auf. Die schwarze Branderde, mit gebrannter Tonerde durchsetzt, hob sich sehr deutlich von dem gebänderten Sand der gewachsenen Erde ab. Die Bänderung war ein untrügliches Zeichen, daß der Boden unberührt war. Der Kessel war etwa 90 cm tief, von der Muttererde ab gerechnet, und war oben 90 cm im Durchmesser. Links war deutlich ein großer, flacher, schräg nach außen gerichteter Stein sichtbar, als Einfassung des Kessels. Oben lag ein größerer Stein als Decke darüber. So blieb die Fundstelle einige Tage unberührt, damit für den Fall, daß von Stettin ein Sachverständiger gesandt werden konnte, dieser selber genauere Untersuchungen anstellen konnte. Dann war aber auch hier der Eingriff unberufener Hände erkennbar. Inzwischen wurde ich beauftragt, die Untersuchungen selber fortzusetzen.

Die ganze Anlage wurde oben freigelegt. Eine Lehmdecke von länglich-runder Gestalt wurde sichtbar. Der längste Durchmesser betrug ungefähr 2 m, der kürzeste 1 m. Die Decke hatte eine Stärke von 30 cm und war im unteren Teil versteift durch zumeist flache Felsblöcke. Die aufgetragene Lehmdecke war im unteren Teil durch Feuerbrand gerötet, im oberen Teil naturfarben. Die Lehmdecke stützte sich festlich auf schräg in die Erde gebettete größere Felsblöcke. Der Hohlraum war ausgefüllt mit Branderde und im Feuer geröteten Tonmassen. Der Eingang muß auf der Südseite gewesen sein. Um was handelt es sich bei der Anlage? Zweifellos um einen Backofen.

Wie wurde ein solcher Backofen angelegt? Zunächst wurde aus möglichst flachen Feldsteinen ein Sockel errichtet. Darauf legte man

einen Holzrahmen aus krummen Eichenbalken. So erhielt der Backofen den gewünschten Grundriß. In dem Rahmen befestigte man junge Stämme von Tannen, Birken, Eichen oder anderem Holz, bog sie zur gegenüberliegenden Seite des Rahmens hinüber und befestigte sie dort. So entstand ein Gewölbe. Um das Ganze noch tragfähiger zu machen, wurde Reifig durch das Gerippe gezogen. Auf dieses Gerüst wurde nun eine starke Lehmenschicht aufgetragen. Wenn diese gut getrocknet war, entzündete man in dem entstandenen Hohlraum ein schwaches Feuer und brannte so das Gerüst ab. Dann wurde auch die Innenseite des Gewölbes mit Lehm ausgestrichen und geglättet. (Abb. 4.) Solche Backöfen wurden bis in die jüngste Zeit hinein gebaut. Dieser muß aber aus ganz alter Zeit stammen. Er war von Ackererde so bedeckt, daß auch nicht die geringste Spur mehr davon zu bemerken war.

Etwa 4 m südlich von diesem Backofen hatte ich eine Zeitlang an der südlichen angechnittenen Wand eine Grube von ungefähr 7 m Längsdurchmesser beobachtet, die mit vielen dünnen Brandschichten zwischen losem Sande durchsetzt war. Es fanden sich darin Holzkohlenstückchen; aber vergeblich suchte ich nach vorgeschichtlichen Scherben. Ich konnte mir zunächst die Bedeutung dieser Grube nicht erklären. Sie lag in abschüssigem Gelände und konnte auf natürliche Weise entstanden sein. Aber woher rührten die Aschenschichten? Als der Backofen als solcher erkannt war, wurde auch die Bedeutung der Grube klar. Sie ist

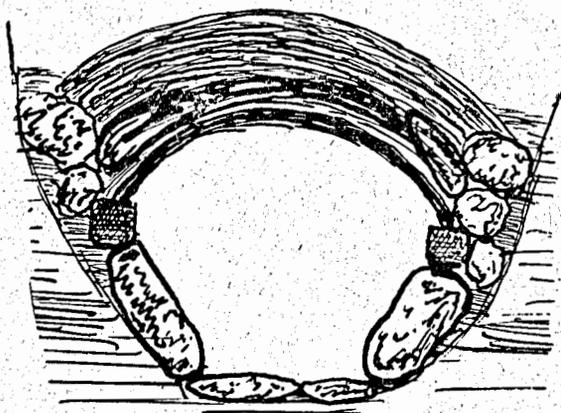


Abb. 4.

Senkrechter Querschnitt durch den vorgeschichtlichen Backofen vor dem Abbrennen des hölzernen Gewölbes. (Schematisch).

wahrscheinlich nichts weiter als die Aschengrube, in die die Asche des Backofens geschüttet wurde.

Ich habe die Beobachtungen, die bei den Erdarbeiten am Galgenbergwege gemacht worden sind, in so ausführlicher Weise beschrieben, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Vorgeschichte arbeitet und wie notwendig es ist, auf die scheinbar ganz geringfügigen Einzelheiten zu achten. Es kann das aber nur jemand, der wenigstens eine Ahnung davon hat, um was es sich handeln kann. Darum ist es durchaus notwendig, wie es das Ausgrabungsgefäß bestimmt, daß der amtliche Pfleger rechtzeitig benachrichtigt wird, wenn vorgeschichtliche Funde gemacht werden.

Die Wendenzeit bedeutet für die Geschichte unserer Heimat, wenn wir die Zeit, die voranging und nachfolgte, ins Auge fassen, nur eine geringe Spanne Zeit. Aus der Wendenzeit stammen die Tongefäßscherben, die Lehrer Thurow in seinem Schrebergarten am Wasserturm in großer Menge gesammelt hat, die Grabanlage, die Akerbürger Krauel auf seinem Aker bei der Seebänke (südlich der Spantower Landstraße) freigelegt hat, mit Urnenscherben und dem halben Lauffstein einer Handmühle (Querne), ferner eine Brandschicht mit Scherben und Eberknochen, die bei der Neuen Siedlung an der Stettiner Landstraße festgestellt wurde. Die genaue Lage wendischer Siedlungen vor der Gründung Anklams kann nicht angegeben werden. Es hat solche gegeben, das beweisen die Funde. Wir wissen von einem Dorf Luchow, das auf dem Neuen Felde (vielleicht in der Gegend der Neuen Siedlung) gelegen hat. Größere Siedlungen sind es sicher nicht gewesen. Dazu sind die Funde zu spärlich.

Die Vorgeschichte unserer Heimat zu ergründen, sollte unser eifrigstes Bemühen sein. Es bedarf dazu aber noch vieler Vorarbeit. Darum ergeht an alle, die mit Erdarbeiten beschäftigt sind, mit der Ausschachtung von Gräben und Baugruben, doch auf jede auffällige Erscheinung, insbesondere auf Störungen in dem Boden unter der Akerkrume achtzugeben und die vorgeschriebene Meldung rechtzeitig zu erstatten.

Wenn auch noch manches von dem Beobachteten näherer Deutung bedarf, eins ist jedenfalls mit Sicherheit festgestellt worden: daß auf der Höhe des Galgenberges schon lange vor Christi Geburt Menschen gewohnt haben, und zwar Germanen.